

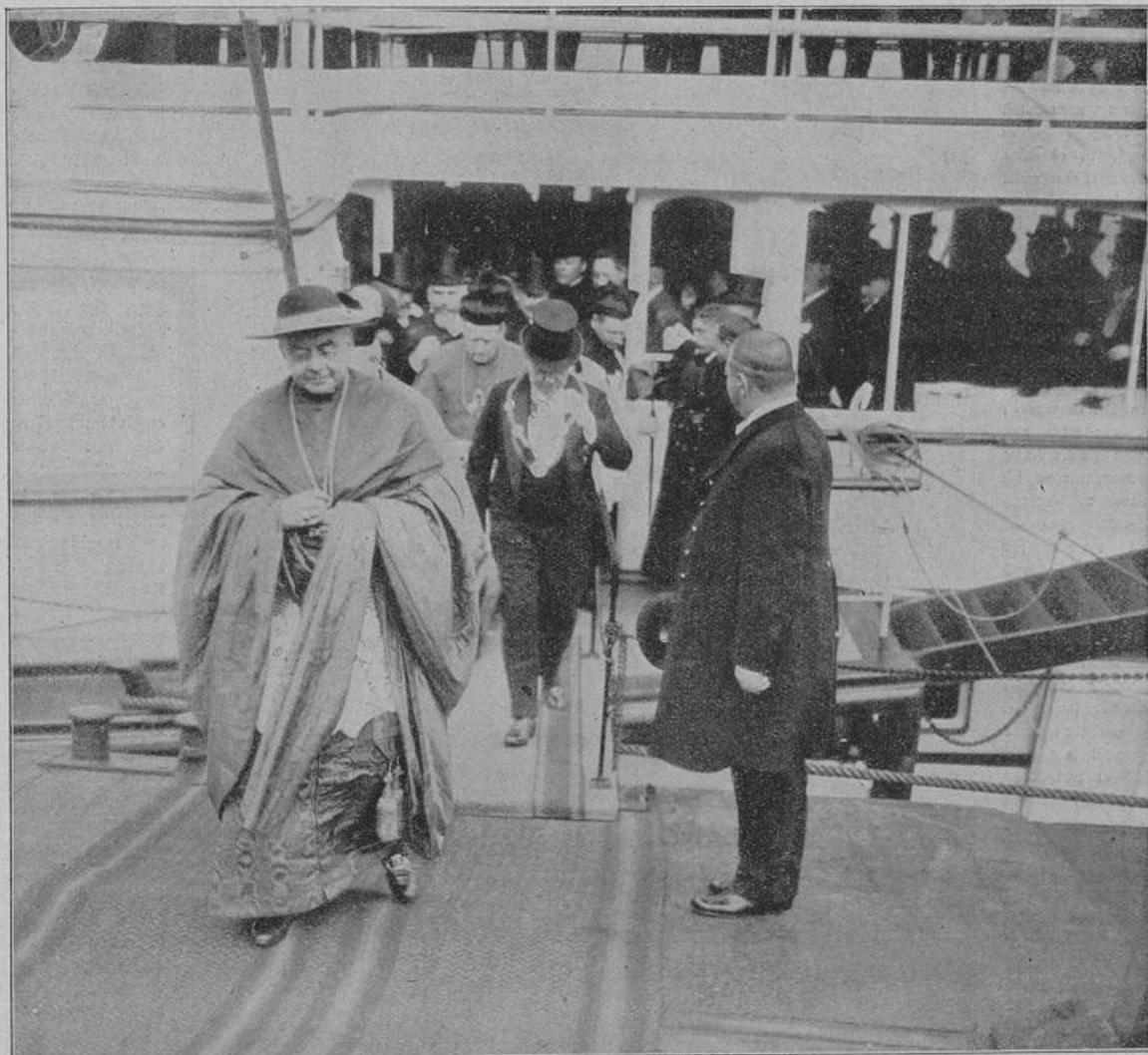
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 20. Juni

1914.



Erzbischof Dr. Felix von Hartmann kehrt als Kardinal nach Köln zurück. W. Mathias, Köln.



Filztapper.

Von Hermann Horn, München.



Ich gehe mitunter ins Dampfbad. Es gibt da drei Möglichkeiten. Eine erste Klasse. Die hat einen maurischen Ruhefessel, unter den Filzpantoffeln leinene Sandalen und vermehrte Aufmerksamkeit in der Bedienung. Leute, die Geld haben und sich zu etwas rechnen, gehen nur dahin. Dann gibt es eine zweite Klasse. Die kostet statt drei Mark nur zwei, hat dieselbe Schwimmmassage und Duckeräume wie die erste Klasse, nur nicht die schon aufgezählten Vorzüge. So kann man beim Schwitzen und Waschen wohl das Glück haben, für einen noblen Mann gehalten zu werden, sowie man sich aber zur Ruhe legen will, schwindet dieser Nimbus, und man kann nur noch für einen kleinen Rentier, einen Krankenkassier, einen reisenden Kaufmann oder so was gehalten werden, aber nicht mehr für einen Mann, vor dem die Kellner springen. Die dritte Klasse interessiert hier nicht. Sie ist ganz wo anders untergebracht, kostet 50 Pfennig und heißt Volksbad. — Wenn man den Sprung hinein wagt, ist es aber auch dort ganz nett.

Ich muß noch erklären, daß ich Philosoph bin. — Bitte, verwechseln Sie das nicht mit Aftetiker! Es fällt mir nicht ein, meine Empfindungen und Triebe umzubringen. Im Gegenteil, ich lasse mich von ihnen in aller Ruhe treiben, nur daß ich mitunter lächelnd zugucke, was sie jetzt wieder für einen netten und behaglichen Unsinn anstellen, was des Verstandes Arroganz nachweist, als ob dieser Unsinn nicht das Wichtigste sei.

So habe ich zum Beispiel nur noch sechs oder vielleicht vier Mark in der Tasche und gehe in die erste Klasse. Warum? Eben ging einer hinein, neben dem will ich nicht zweiter Klasse erscheinen. Oder, ich habe fünfzig Mark in der Tasche — bitte, das kommt auch vor — und gehe zweite Klasse. Warum? Aus

Stumpfsinn? Vielleicht — oder weil ich einem, dem ich zu imponieren gedenke, zeigen will, daß ich mir aus der Anschauung der Leute absolut nichts mache, sondern klug und ruhig der Notwendigkeit meiner Wege folge. — Der eine bin ich selber.

Also eines Tages kam der Philosoph ziemlich spät und ging in „zweite Klasse“.

Da gab es für ihn einen neuen Wärter. Er sagte rasch „Guten Abend!“ zu ihm, und darauf etwas kurz, weil er gerade an etwas anderes dachte als der Wärter: „Bitte, Wäsche!“

Als er dann wieder aufblickte, stand ein kleiner Mann in der blauweißen Tracht der Angestellten, ein älterer Mann, vor ihm und hielt mit verbissener Wut die Wäsche hin.

„Aber, bitte, so zeigen Sie mir doch, wo ich hin muß! Führen Sie mich doch!“ sagte der an das von früher gewohnte Philosoph.

Der Wärter schrie mit fürchterlicher Stimme und als sei er vollständig taub: „Ja?“

Damit schmiss er die Wäsche auf einen Stuhl.

Nun erwachte im Philosophen der Herr, der fühlte, daß etwas zu Gewaltigen sei. „Sind Sie des Teufels? Benehmen Sie sich anständig und zeigen Sie mir meine Kabine!“

Aber der Alte drehte sich um und verschwand in einem dunklen Winkel. Dann donnerte ein Stiefelzieher gegen eine Wand, eine Stimme brüllte „Dort!“ und ein Arm schob sich ins Loch und deutete nach einem andern Raum.

Da verschwand der Herr, und der Philosoph mußte herzlich lachen und bemitleidete die verwirrte Kraft des alten Mannes, die ihn so zu seinem Nachteil betraf. Geduldig hob er die Wäsche vom Stuhl auf und wandelte in den kleinen Nebentraum, wo er



Besichtigung der Zeche Sterkrade durch das Staatswissenschaftliche Seminar der Universität Jena. 1. Leiter der Besichtigung: Prof. Dr. Keffler, Jena; 2. Bergassessor Huml, Sterkrade; 3. Bergassessor Fromm, Essen; 4. Betriebsinsp. Giffert, Sterkrade; 5. Cand. cam. Uhl, Jena, Assst. von Prof. Dr. Keffler. W. Burggraf, Jena.



Festessen des Verbandes deutscher Industrieller in Köln am 5. Juni.

Mag Jostl, Köln.

1. Geh. Kommerzienrat vom Rath, Köln; 2. Bürgermeister Rehorst, Köln; 3. Geh. Kommerzienrat Vorster; 4. Polizeipräsident von Glasenapp; 5. Geh. Kommerzienrat Louis Hagen; 6. Generaldirektor Schaltenbrand, Hohenlohehütte.



Von der Tagung des Westdeutschen Verbandes für Frauenstimmrecht in Bonn am 7. und 8. Juni. S. M. Behr, Bonn.

1. Frau Fischer-Eckert (Hagen), Vorsitzende der Deutschen Vereinigung für Frauenstimmrecht; 2. Frau E. Krulenberg (Kreuznach), Vorsitzende des Westdeutschen Verbandes; 3. Fräulein von Mevissen, Vorsitzende für Köln; 4. Fräulein Clafon, Vorsitzende für Düsseldorf; 5. Frau Direktorin Hilgers (Kreuznach); 6. Frau Cronenberg (Solingen); 7. Fräulein Kauh (Bockum); 8. Fräulein Pagenstecher (Wiesbaden); 9. Frau Suht-Seid (Wiesbaden); 10. Fräulein Illa Illh (Düsseldorf); 11. Frau Steffenhagen-Elbers (Godesberg); 12. Frau von Essen (Godesberg).



Von der Konzertreise des Düsseldorfer Lehrer-Gesangvereins: Huldigung des Vereins am National-Denkmal auf dem Niederwald.

(1) Rektor Köster, Vorsitzender des Vereins; (2) Professor J. Butts, Dirigent des Vereins.

sich entkleidete. Als er den schweißkrostenen Teil hinter sich hatte und aus dem Bade stieg, siehe, da stand der Wärter da und breitete weit das Linnen aus und sagte: „Bitte!“

Und der Philosoph dachte an keinen Konflikt, hüllte sich hinein, setzte sich und ließ sich, wie es Sitte ist, abreiben.

Als er aber nicht gleich auf ein „Ist's gefällig?“ reagierte und irgendein Glied krümmte oder redte, siehe, da mußte er bemerken, daß in das sanft zu verrichtende Geschäft erst ein Stoßen, dann ein jäher Stillstand geriet und mit einem harten Griff die fremden Waden umfassend stand der Wärter auf und sagte dumpf: „Da stehen die Filztapper. Ziehen Sie an!“ Und sonst kein Wort.

Hätte er gesagt: „Da stehen die Filzpantoffeln,“ hätte der Philosoph vielleicht einem andern Charakter weichen müssen, so sah er den Mann nur mit einem stillen Ernst an.

„Danke schön,“ sagte ich, „ich werde sie anziehen.“

Und während er sie anzog und „Filztapper“ zu sich sagte, erkannte er, daß der Wärter litt unter den Gefühlen, die ihn besaßen und veranlaßten, bald zu hoch, bald zu niedrig zu greifen. Während der Philosoph noch also dachte, riß der Wärter die Tür auf und sagte: „Bitte,“ um dann hinter ihm drein zu gehen. Und als der Philosoph durch den Saal erster Klasse nach dem bescheidenen Ruhebett seiner Kabine wollte, begann er abermals, und zwar mit vor Erregung bebender rauher Stimme zu sprechen: „Sie — Sie können sich erste Klasse legen!“ Und er lachte grell auf, als der Aufgeforderte sanften Tones



Dr. Hartmann,
der neue Bürgermeister von Nemscheid, früher
Geodimeter in Duisburg.

erwiderte, er wolle bloß, was ihm zukomme. Und an der nächsten elektrischen Birne sah der Philosoph, daß dieses Wärters Antlitz gramverzerrt war und voll Angst und innerer Unruhe.

Als sie beide die Treppe zur zweiten Klasse hinauf gekommen waren, sagte der Philosoph: „Herr Wärter, Sie sind ein sonderbarer Mensch. Es wird schon öfters vorgekommen sein, daß Sie sich nicht zu recht fanden und sich falsch betragen gegen Gäste. Man hat Sie deshalb gescholten, und nun müssen Sie befürchten, ich beschwere mich, und Sie kostet es die Stellung.“

Da ward der Mann ganz vernünftig. Er senkte erleichtert auf.

„Ja, so ist es!“ Er wisse nicht, woher es komme, daß es mitunter so das Herzblut zusammensiehe. Er hätte sich kein Lebtage schwer plagen müssen, nun habe er endlich eine schöne und einträgliche Stellung, da spiele ihm so etwas Streiche; und er wolle es doch noch nicht aufgeben, und der Herr möge doch so gut sein und ihm sein Benehmen nicht verübeln.

Ihn mochte es selber wundern, wie das vom Munde ging, und man fühlte, wie wohl es ihm tat, etwas Vernünftiges in guter Weise vorgebracht zu haben.

„Warum in aller Welt,“ erwiderte der Philosoph, „sind Sie denn nicht höflich, ganz einfach höflich?“

„Ja — — jawohl — — ja!“

„Denk immer daran, höflich zu sein, anstatt euren Stolz herauszuhängen, dann kann euch keiner ins eigene Feld kommen; und wer unhöflich ist, über den könnt ihr lachen und denken: Bin ich da wieder an einer ungehobelten Axt geraten!“

Dabei hatte sich der Philosoph gelegt und der Wärter ihm die wollene braune Decke übergelegt.

Der Philosoph schwachte noch einiges, daß es jedem Menschen so ginge, und der Wärter sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“

Ich habe Vorteile von diesem Philosophentage gezogen. Der alte Wärter bevorzugt mich und fühlt sich wohl. Nun vertraut er mir Familienangelegenheiten an, und ich habe Ursache, mich zu verwundern, was für ein kluger Mann er ist. Aber ich hüte mich, ihm zu sagen, daß es vielleicht ganz anders gekommen wäre, wenn er statt „Filztapper“ „Filzpantoffeln“ gesagt hätte.



Von der Einweihung des Denkmals für die Fernunglückten des Torpedobootes S 178 auf der Düne bei Helgoland. Das Denkmal wurde gestiftet von den rheinisch-westfälischen Marinevereinen, die bei der Einweihung durch Abordnungen vertreten waren. Das Bild zeigt die Abordnung des Marinevereins Düsseldorf.

Mein Herz ist am Rhein.

Eine Rheinfahrt von J. C. Heer.

Guten Tag miteinander!" Mein Gruß galt der Jungmannschaft eines Rheinstädtchens, Burschen und Mädchen, sonnenbräuntem Kernvoll aus Gottfried Kellers Heimat. Es handelte sich um eine Stromfahrt auf dem Rhein, der in erhabener Ruhe unterhalb des Falles in grünen Laubwäldern verschwindet und mit der Würde eines Künstlers abtritt, der seine Sache gut gemacht hat.

Sechs, acht „Weiblinge“, wie man am Oberrhein die starkgebauten langen Boote nennt, lagen zur Seite des Inselflöschens Wörtch. „Einsteigen!“ Und starke Arme ruberten sie hinaus auf den Strom. Unter festlichem Wimpelplattern, unter Scherzen und Lachen, im Klange der alten Volkslieder ging die Fahrt zwischen blühenden Ufern dahin, in die Stromlandschaft voll träumerischer Einsamkeit.

Die Fahrt ist nicht ganz gefahrlos. Es gibt eine Menge Stromschnellen im Fluß, und Nagelstuhklippen lauern auf die Boote, aber die Burschen, die nach schwerer Wochenarbeit damit Sonntag feiern, daß sie sich auf dem Rhein herumtreiben, kennen die Heimlichkeiten des Stromes so gut wie die Ecken und Winkel unter dem väterlichen Dach, und wenn einmal ein Fahrzeug auf einem Riff zerbricht, dann schwimmen sie eben dem nächsten Ufer zu. Man sagt den Anwohnern des Oberrheins nicht umsonst nach, sie lernen zuerst schwimmen, erst später gehen. — Es tanzen und wogen die Boote auf den Wassern abwärts. Einen Augenblick noch fesselt uns der Rheinfall. Nun aber zieht die steile, hohe Uferhalde eine Wand zartgrünen Laubwaldes davor hin und erster Stromfrieden nimmt uns auf. Rein und wasserduftig ist die Luft über den Wellen, klar sind die sanften Bogen des Stromes. Die weißen Kiesel glänzen aus dem Grunde auf, und das Wandern des Flußsandcs erzeugt ein ganz leises Geräusch wie siedendes Wasser. Vom Rheinfall an ist der Gang des Rheins mehr ein Idyll als ein Epos. Nur selten blüht vom deutschen Ufer ein weißes Gehöft auf den Strom, das schweizerische ist weithin ganz Waldeinsamkeit, im Buchenlaub spielen die Sonnenfunken.

Nun aber ein überraschendes Bild! Im Rahmen der steilen Stromhalben schwebt plötzlich die Glarischgruppe so in den Vorblick, daß man nichts sieht als den Rhein, die beiden Ufer und zwischen ihnen, an der Himmelslinie leuchtend, dunkel, traumhaft schön wie eine Phantasmagorie, die drei Fimkluppen des fernen Gebirges.

Einen Augenblick später ist das silberne Bergbild über dem Strom verschwunden, aber wie wenn man in ein Stereoskop immer neue Photographien einsetzt, so bringt jede leichte Flußkrümmung frische, lichte Bergbilder. Jetzt ist's der Toddi, jetzt der Urrotstock, jetzt die große und kleine Windgelle, jetzt der Tilkis, später die Berge des Berner Oberlands. So irrt der Ausblick, den die Waldhalben gestatten, am Alpenkranz hin und her, oft aber hemmen Hügel eine Weile den Blick, bis weit entfernt vom vorangegangenen wieder ein kräftig leuchtender Abschnitt des Firnenbogens in die Stromöffnung springt.

Nirgends anderswo, als auf der Strecke unterhalb des Rheinfalles, gewährt der Rhein diese entzückenden Bilder, denn auf seinem ganzen

Laufe vom Hochgebirg zum Meer ist dieses Stück das einzige, wo sich der Strom, wie von Heimweh nach dem Mutterhaus der Berge ergriffen, nach Süden wendet.

Ei seht! Da grüßen die Türme eines Münsters, es kommt wohl eine große Stadt!

Rein, es ist das Kloster Rheinau. Die achtgedigen Türme der monumentalen Kirche, die eisenumrankten Mauern überraschen in der Menschenferne wie eine aus dem Grab der Jahrhunderte aufgestandene Welt. Wie das Boot an den Mauern vorbeigleitet, weicht aber die Romantik einem schmerzlichen Anblick. Aus den schwer vergitterten Fenstern reden Hunderte von Männern und Frauen die Hände, wirre Stimmen grüßen, häßliches Gelächter tönt auf den Strom. „Ha, ha, dich dort kenn' ich wohl — du bist auch einer von des Teufels Lumpenfuhrer, die Seelen hinter diese Gitter fährt!“ — Das Unglück grüßt das glückhafte Schiff, den von leuchtender Sonne und Vogelgezwitzcher erfüllten Sommertag. Das ehemalige Kloster ist ein großes Irrenhaus.

In Schicksalserschrockenheit und Grauen verstummen die Lieber des Landvolks im Boot. Vorbei, vorbei! Doch wie sonderbar! Ein zweites Mal, nur von anderer Seite, gelangen wir nach Rheinau. In Schlangenumwindungen krümmt sich der Fluß um die romantische Stätte, um die auf einem Vorsprung stehende Spitzkirche, einer der ältesten Kapellen weit und breit. Die Kirche des Klosters ist ein sehr schöner und großer Bau, es selber ruht von Zintan, dem irischen Apostel, her und blühte über tausend Jahre.

Ja, was sah die Kirche alles?

Das letzte große Ereignis im Jahre 1849. Da flohen die geschlagenen badiſchen Infurgenten über die gedeckte Brücke von Rheinau in die Schweiz. Draußen über die Höhen hernieder eilten die Häfcher. Das gehezte Wild aber war in Sicherheit! Ein langer, umflorter Blick auf die Heimat jenseits des Stromes wo es für die versprengten Kämpfer nichts als Festung und Gefängnis gab, und auf dem gaslichen Boden der Schweiz bauten sie ein neues Glück, nicht zum Nachteil des Landes. Die Flüchtlinge von damals waren Edelholz aus dem Wald des deutschen Volkstums!

Ja, die Menge der Erinnerungen, die der Rhein erweckt!

Hinter grünen Waldhöhen versinken die letzten Schneeberge, zur Linken über niedrige Ufer dahin blickt man ins weingesegnete Flaachtal, in stille Dorfschaften, über die sich Blütenbäume neigen. Die Thur, die aus Hügeln und Auen hervorragt, hat in ihrem Geschiebe den Rhein so ans rechte Ufer gedrängt, daß er dieses beständig abfrischt. In den Erdhöhlen der kahlen, abbröckelnden Stromhalben haben Tausende von Felsenschwalben ihre Nester gebaut; ein- und ausfliegend erfüllen sie mit ihrem Gezwitzcher die Luft. Das Kirchlein von Duchsberg schaut wie von einem Maler auf die Höhe gestellt hinab ins prangende Land, nun aber ist auch dieses Bild dahin. Zwischen gelben Kalkbergen brockelt der Strom über verborgene Riffe, die eisenden Schiffe tanzen auf und ab und gleiten



Kloster Rheinau.

über die silbernen Röhren der Wirbel, die sich in allerlei Krümmungen durch die aufwogenden Wasser ziehen. Ein klapperndes Mährad, ein Fischerkahn, ein Reisher, der über den Strom fliegt, sie sind die einzige Staffage der Wald- und Berggegend. Zwischen hohen Sandsteinwänden kommt das klare Wasser der Töb wie ein schüchternes Mädchen zum Rhein getrippelt, aber die Stelle ist für den Strom insofern bedeutungsvoll, als er hier seine Südgedanken aufgibt und sich mit einem scharfen Bogen nach Westen wendet. Bauernhäuser stellen sich an die Ufer, Nebgelände steigen an ihnen empor, hübsch liegt an der rechten Seite des Stromes das Städtchen Eglisau, die Hüterin einer alten gedeckten Brücke.

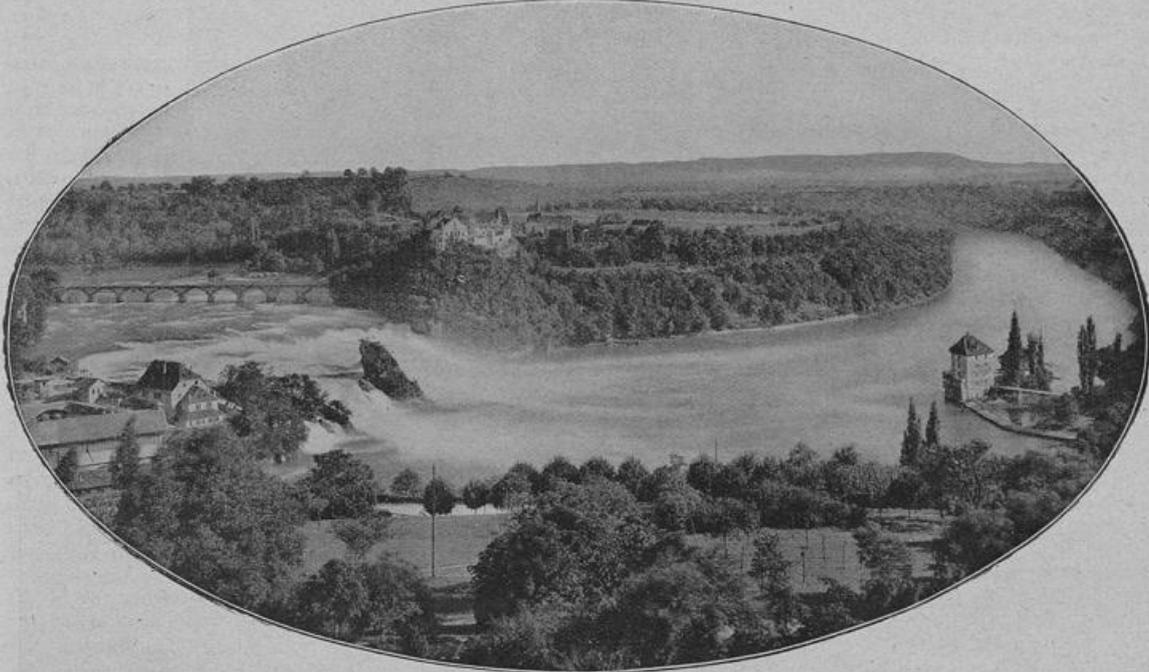
Die Bedeutung der kleinen Städte des Oberrheins ruht in der Vergangenheit, sie blühten, als der Strom noch eine Verkehrsstraße war, als sie noch ihre Schiffergilden hatten, die die Führung der Waren auf gemeinsame Gefahr übernahmen. Seit aber auf dem Oberrhein keine Kaufmannsgüter mehr geführt werden, stehen sie alle mehr oder weniger still und liegen in einem halben Dornröschenschlaf. Das ganze malerische Städtchen Eglisau besteht aus drei Reihen

Wichtigste? Die Menge der Ofenkuchen-Stücke, die der bebrillte blasse, Städtjunge in ihren Elternhäusern gegessen. Und wenn er stolperte, habe er die Brille abgenommen, um den Stein zu sehen, der ihm im Wege lag. Auch habe sich vieles in anderer Weise zugetragen, als es in dem Roman stehe.

Welch ein wehmütvoller Vergleich, die entzückende Jugend im Roman und die alten, runzeligen, ihre eigenen Erinnerungen verkleinernden Frauen.

Und doch ist es ein angenehmes Gedanken, wie junges Genie durch die Gegend gestreift. Außer Gottfried Keller Konradin Kreutzer, der Komponist, dem eine liebevolle Braut in Glatzfelden wohnte und im Frieden der Rheinlandschaft die Harmonien zum „Nachtlager von Granada“ ausgingen: „Schon die Abendglocken klingen.“

Wie still liegt die Gegend im Mittagsstraß! Doch hat sich seit Jahrtausenden hier Leben abgespielt. Waldverwachsene Gräben und Wälle an den Uferhügeln sind die Überreste der Erdburgen, die Helvetier und Römer zum Schutz gegen die Alemannen errichteten, die erobersüchtig über den Rhein schwammen und die Brand-



Der Rheinfall bei Schaffhausen, auf dem vorspringenden Felsen jenseits der Brücke Schloss Laufen.

altväterischer Wohnhäuser, einem geräumigen Rathaus und einer hübschen Kirche.

Unterhalb des Städtchens geht auf einem prachtvollen Steinviadukt und einem luftigen Eisenbogen, der den ganzen Strom überspannt, die Schweizer Bahn von Hügel zu Hügelufer. Ein freundlicher Zufall. Die Schiffer aus der Tiefe und die Eisenbahngäste aus der Höhe winken sich gegenseitig Glück zu ihrer Fahrt.

Die frische Luft über dem Strom hat den Appetit geweckt. Frohes Mittagmahl auf den Wassern, in Luft und Sonne, ein gastliches Sich-Reichen von Boot zu Boot, und lichernd dienen die frischen Mädchen den Burschen zu.

Die mit Rotwein des Landes gefüllten Gläser kreisen. Ruhig summt der Strom. Da kommt bei einem Mühlenidyll, wo ein paar Häuser wie eine Burganlage stehen, die Glatte verschämt in den Rhein gellipelt.

Gottfried-Keller-Heimat! Wir senden einen Gruß ins nahe Dorf Glatzfelden. In dem Dorf lebten als steinalte Großmütter vor ein paar Jahren noch einige der Gestalten, die in Jugendherrlichkeit durch den prächtigen Roman „Der grüne Heinrich“ wandeln. Dst habe ich mit ihnen von dem Dichter geplaudert. Was schien ihnen das

fadel in die reifen Getreidefelder und in die Dörfer wärfen und endlich die Herren des Landes wurden. Kaum ein Unterschied im Volkstum hüben und drüben am Strom! Daran, daß er eine Länderscheide ist, erinnern die Grenzwächter, die etwa aus dem Gebüsch der Stromhalben treten, die Schweizer mit roten, die Deutschen mit grünen Uniformlinien.

Sie haben ein beschauliches Dasein. Die Bevölkerung der Ufer ist zu rechtschaffen und zu arbeitsam, um Gefallen an der Romantik des Schmuggels zu finden, am meisten geben arme Vagabunden, die sie austauschen, und Zigeunerbanden, die jedes Land ins andre treibt, dem Leben der Grenzposten Abwechslung und Zwerd.

Steil am schweizerischen Ufer hebt Kaiserstuhl, ein Städtchen, dessen einzige jähe Gasse in der Höhe bei einem Turm römischen Ursprungs endet. Der Name des Städtchens wird so erklärt, daß Kaiser Tiberius auf seinem Zug gegen die Germanen hier am Strome Recht gesprochen habe. An die Tatsache zu glauben oder sie zu bezweifeln, kostet gleich viel. Eine zur Hälfte alte Brücke führt nach dem Schloss Rötelen hinüber und nach dem malerisch von der Höhe ausblidenden badischen Dorf Hohenthengen, an dessen sonnigen Hallen auch die Schweizer ihren Sorgenbrecher ziehen.

Dahinter steht im Ernste seiner Tannen der Schwarzwald mit der schönen Ruine Küssenburg, auch an die kreisenden Stromwasser stellen sich Schlösser wie verzaubertes Mittelalter, wie Vorlagen blühender Romantik.

Burzach! — Um diesen Marktflecken geht die halbverschollene Poesie ehemaligen großartigen Messelebens. Der Ort war jahrhundertlang das Handelsemporium der Schweiz mit drei großen, von Kaufleuten aller Länder besuchten Messen, die im März, zu Pfingsten und Ende August abgehalten wurden und je zehn Tage dauerten. Bücher und Bilder schilbren sie in lebhaftesten Farben.

Sie erzählen, daß der Ort während der Messen einem riesigen Fehblager gleich, Krämer, Gantler und fahrende Frauen selbst aus Rußland, Spanien, Italien und der Türkei darin zusammenströmten. Jedes Haus war während der Messen ein Gasthof, jedes ein Tanzsaal, jedes eine Spielbank. In hellen Scharen wallfahrte nicht nur

die Bürgersleute der Städte zu beiden Seiten des Rheins, die Bauern der Dörfer, sondern auch die weltlichen und geistlichen Herren nach der Freisätte ungebundener Lustbarkeit, ja selbst die Nonnen der Frauenklöster bedangen es sich aus, daß sie einmal im Jahre das Ordenskleid ablegen und in weltlichen Kleidern an der Burzacher Messe erscheinen durften. Vergangene Zeiten! Zürich, die emporblühende Stadt, wurde die lachende Erbin des überlieferten Handelsplatzes am Rhein, auf dem erst die Gegenwart Industrie und Gewerbe zu treiben beginnt und die alten großen Zeiten etwas verschmerzen läßt. Der Oberrhein als Handelsstraße! Man sieht es an dem Beispiel

von Burzach, daß das ein prächtiges Kapitel in einem kulturgeschichtlichen Buche werden könnte. Die Handelsstraße ist jetzt verödet, selbst Flöße gehen keine mehr den Rhein ober die Aare hinunter, geschweige denn Kaufmannsgüter.

Ja, der Aare sind wir schon nahe! Kadelburg, Koblenz, nicht das schöne deutsche, sondern das schweizerische Koblenz, ein kleines, etwas zerfallenes Städtchen, das einst einen berühmten Schifferstand befaßte hat — und die Aare ist da!

Mündet der Rhein in die Aare oder die Aare in den Rhein? Das ist die Frage. Eindruck und Sprachgebrauch geraten in Widerspruch.

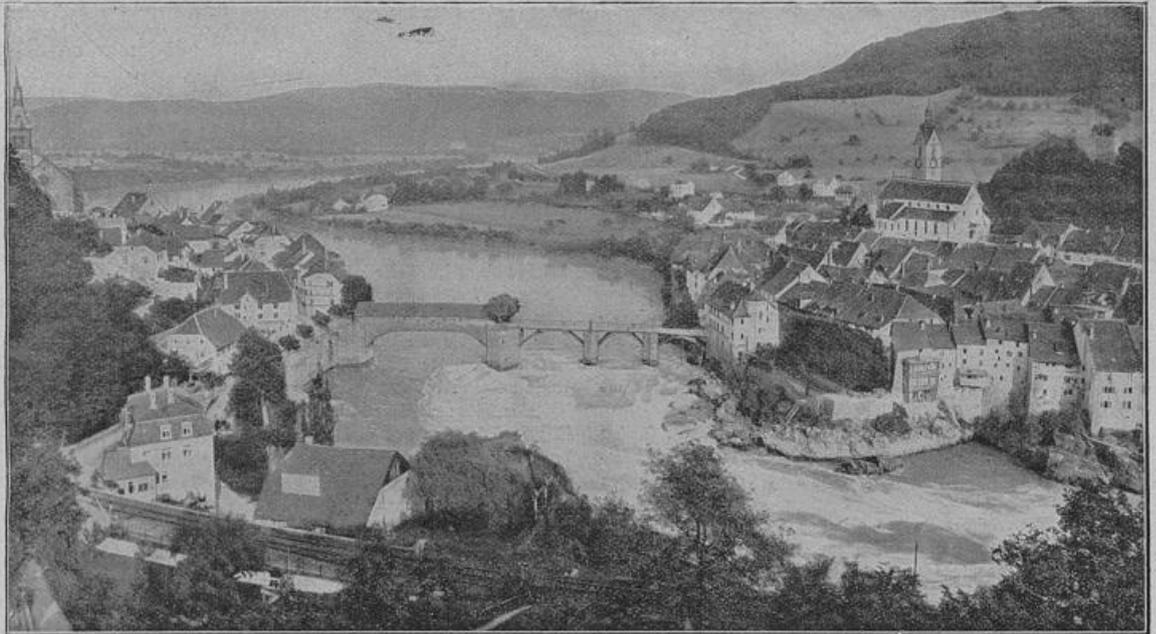
Der Rhein ist ein Weisenknabe gegen die breite, mächtige Aare. Warum haben ihm denn die Völker das Erstlingsrecht gegeben, daß er seinen Namen führen darf bis ans Meer? Ich denke, wegen des runderen, volleren Aaren Blaugrüns seiner Flut; edler und vornehmer tritt er zu der Vermählungsfeier als die halbtrübe Aare, hübsch aber ist ihr

gegen den Rhein gewendetes Tal, eine Durchbrechung des Jura mit Kirchtürmen und Schlössern auf malerisch übereinandergetürmten Stufen. Und da über beide Ströme große Eisenbahnbrücken gehen, übt die Gegend der Stromhochzeit den Reiz eines reichen Natur- und Kulturbildes, um so mehr, da vom jenseitigen Ufer das Schwarzwaldstädtchen Waldshut auf das Zusammenwirbeln der beiden Hochgebirgsflüßchen schaut. Behaglich steht es im Laubwald der Uferhalbe, über sich die Tannenpoesie des Schwarzwaldes, unter sich den zu doppelter Wassermächtigkeit entfalteten Strom. Darüberhin blüht die Abendsonne — und wir sind am Ziel.

(Schluß folgt.)



Eggenwil.



Die Stromquelle bei Lausenburg.